

April 1990 · Nummer 109

Herausgeber: Gerhard Bott, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg · Redaktion: Rainer Schoch und Alexandra Foghammar



[J. Ex.]



### Vom Zinsei zum Osterei aus Pappe



Seit dem nachreformatorischen Zeitalter ist die Sitte, daß man Patenkinder, Freunde oder Geliebte zu Ostern mit Eiern – zur Erinnerung an die Auferstehung Christi – bedenkt, verbreitet. Wobei mit dem Aufkommen des Verschenkens die Auszier zunahm.

Zunächst hatte das Ei vor allem Zinscharakter. Für Oberbayern stammt der älteste Beleg für Zins-eier aus dem zwischen 1165 und 1174 entstandenen Codex Falkensteinensis. Die Eierzinse waren die letzten Teile der Jahressteuer, die Ostern an den Grundherrn abgeliefert werden mußten. Von daher lag ein Übergang von den Zinseiern zu den Ostereiern nahe. Dieser Zins überdauerte die Zeit der Naturalwirtschaft und seit dem 14. Jahrhundert erfolgte das gewohnheitsrechtliche Einsammeln von Eiern durch Spitäler und Klöster, in denen man auch die im 8./9. Jahrhundert in die römischen Rituale aufgenommene Speiseweihe kannte. Nach dieser österlichen Weihe durften die Eier wieder gegessen werden. Ferner zählte das Ei zu den verpflichtenden Geschenken der Bürger an Pfarrer, Lehrer, Küster. etc.

Das Fruchtbarkeitssymbol Ei wird mit Ostern in Zusammenhang gebracht, weil Christus den Tod überwandt und die Wände seines

Grabes, die mit den Eierschalen verglichen werden, sprengte, um zu neuem Leben aufzuerstehen.

Das erste Zeugnis für gefärbte Ostereier, die geweiht wurden, stammt aus dem 13. Jahrhundert. Gefärbte Eier sind allerdings schon aus vorchristlicher Zeit bekannt.

Die nachreformatorische Sitte des Eierverschenkens oder gar des Eierverkaufes wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts und im Zeitalter der Aufklärung immer wieder bekämpft, wenn nicht gar verboten, da man zum einen darin eine unnütze Geldausgabe sah und zum anderen an eine schädliche Wirkung durch den Verzehr zu vieler Eier glaubte. Dennoch konnte sich das Eierschenken behaupten. Der größte Teil der Bevölkerung färbte seine Hühner- oder gar Gänseeier mit Pflanzenfarben, bearbeitete sie z.B. im Wachsreservage- oder Ätzverfahren, beklebte sie mit Borten oder mit Binsenmark, beschriftete sie mit religiösen Sprüchen oder anderen Versen. Die höfische Ostersitte des Eierverschenkens weitete sich immer mehr aus, in dem die Eier durch solche aus Glas, Porzellan – wie die der Königlichen Porzellan Manufaktur zu Berlin –, Email oder Gold – man denke an die raffiniert gefüllten Eier Fabergés, in denen sich ganze Krönungskutschen in miniature befanden – ersetzt wurden. Derartige Eier konnten auch

mit Schmuck gefüllt sein und von dort ist eine Verbindung zu den Confiserie-Eiern oder zu den seit 1880 häufiger auftretenden Papp-Ostereiern mit süßer- oder Spielzeug-Füllung nicht mehr weit.

Um ein derartiges Papp-Ei handelt es sich bei dem Geschenk von Karl-Heinz Flöhr an die volkskundliche Abteilung des Germanischen Nationalmuseums und an dieser Stelle vorgestellten Eis.

Das Ei, so berichtete sein letzter Besitzer, sei für seinen 1910 in Nürnberg geborenen und im Zweiten Weltkrieg gefallenen Onkel dort um 1920 gekauft worden. Dessen Schwester verwahrte es und füllte es alljährlich für ihren Sohn mit Süßigkeiten und Ostergras auf. Das Osterei mit den beträchtlichen Ausmaßen (H: 24,5 cm, B: 15,5 cm, T: 17 cm) besteht aus zwei Hälften, die durch den sogenannten „Hals“ miteinander verbunden sind. Das maigrüne Ei zeigt auf der einen Eihälfte ein Mädchen, auf der anderen einen Jungen. Das Mädchen trägt ein kurzes rot-weiß-blau kariertes Kleid mit hellblauer Schleife am Hals, weiße Kniestrümpfe, schwarze Spangenschuhe mit rotem Bommel und eine weiße Haube mit hellblauer Schleife. In den Händen hält es einen Brief und links neben ihm steht ein ge-

öffneter Vogelkäfig mit Schneeglöckchen, dem Küken entsteigen. Den Jungen bekleidet eine beige-farbene Hose, eine braun-grün karierte Jacke mit schwarzem Gürtel, ein rot-weiß gestreifter Schal, schwarze Spangenschuhe und eine schwarze Mütze mit breitem rotem Rand. In seiner rechten Hand trägt er einen Korb mit weißen Hasen, in der linken einen mit Veilchen.

Das Grundmaterial des Eis ist eine ziehfähige Pappe, die direkt auf der Innenseite mit Papier – hier ist es weißes mit blauen Lilien bedrucktes – kaschiert wurde.

Die Eiform wurde erzielt, indem man eine aus Unter- und Oberteil mit einem Kolben verbundene

Ziehform, deren Unterteil beheizbar war, damit die Pappe nicht riß. In der Nut des Unterteils wurde ein Zuschnitt eingeschoben und man bewegte den Kern – das Oberteil – nach unten und drückte die Pappe in das Unterteil.

Schwierig gestaltete sich das Anbringen des meist dekorativen Überzugpapiers, wozu eine eiförmige Form aus Holz nötig war, auf die ein halbes Ei aufgespannt werden konnte. Das zugeschnittene und beleimte Papier wurde in der Mitte auf das Ei geklebt, rechts und links wurden Einschnitte – im vorliegenden Fall 19 bis 21 – gemacht, um einen Faltenwurf zu vermeiden, wobei die Streifen von oben nach unten angeedrückt wur-

den. Die meist bildlichen Darstellungen durften nicht allzusehr verzerrt werden. Es folgte das Rändeln des Eis, d.h., ein Papierstreifen wurde außen angelegt und nach innen eingeschlagen, wobei das hier beschriebene Ei aufgrund seiner Größe, innen einen Pappiring zur Verstärkung hat. Sowohl die Ränder der beiden Eihälften als auch der „Hals“ sind mit Papierstreifen verziert, wozu Spezialspitzen nötig waren, da Pralinen-spitzen Falten geworfen hätten. Die angeleimten Randspitzen sind zusätzlich mit einem farblosen Lack überstrichen.

*Claudia Selheim*

*Abb. Titelseite: Papposterei um 1900*

## Funde der Nordischen Bronzezeit

im Germanischen Nationalmuseum

Ungewöhnlich für ein im süddeutschen Raum angesiedeltes Kulturinstitut ist der Umstand, daß das Germanische Nationalmuseum über eine bemerkenswerte Anzahl prähistorischer Funde aus dem „Nordischen Kreis“ verfügt. Bereits in den ersten Jahren nach seiner Gründung gelangten neben rund 4000 meist neolithischen Steingeräten auch knapp 100 Bronzen und Keramiken aus dem norddeutschen Raum in das Museum. Das Herkunftsgebiet der vorgeschichtlichen Altertümer, das sich zwischen den Mündungsgebieten von Weser und Weichsel erstreckt, bezeichnet die Vorgeschichtsforschung heute als südliche Randzone des nordischen Kreises, dessen Kerngebiet die Länder Dänemark, Norwegen und Schweden bilden. Die Ursache für den zahlreichen Eingang von Sammlungsstücken nord- und nordostdeutscher Provenienz im 19. Jahrhundert ist wissenschaftshistorisch begründet.

Als das Germanische Nationalmuseum im Jahre 1852 auf Initiative des fränkischen Adligen Hans Freiherr von und zu Aufseß gegründet wurde, legte das Direktorium als Aufgabe des Instituts fest: „... ein wohlgeordnetes Generalrepertorium über das ganze Quellenmaterial für die deutsche Geschichte, Literatur und Kunst, vorläufig von der ältesten Zeit bis zum Jahr 1650, herzustellen“. Durch die Einbeziehung der Vorzeit mit ihren Hinterlassenschaften wollte Aufseß die gesamte „nationale“ Geschichte erfassen, da man nach damaliger Auffassung unter „deutscher Vorzeit“ sowohl die Vorgeschichte, als auch

die mittelalterliche Geschichte Deutschlands verstand. Dem beginnenden Interesse an der vaterländischen Vorgeschichte stand eine sich erst in Ansätzen entwickelnde wissenschaftliche Forschung gegenüber. Eine genaue Datierung von aufgefundenen oder ergrabenen Artefakten und noch weniger eine ethnische Zuweisung war vorerst nicht möglich, und so wurden Relikte der Vorzeit gemeinhin als „germanisch“ oder „alt-deutsch“ bezeichnet. Dies galt insbesondere für das vorgeschichtliche Material aus Nord- und Ostdeutschland, dem der Bezug zu den klassifizierbaren römischen Altertümern des süd- und westdeutschen Raumes fehlte. Bedingt durch seine Namensgebung wurde das „germanische“ Museum als zentrale Sammelstelle „germanischer“ Altertümer angesehen. Schon in den ersten Jahren seines Bestehens erhielt das Museum Schenkungen vorgeschichtlicher Funde aus allen Gebieten Deutschlands, so daß bereits 1856 in der Juni-Ausgabe des „Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit“, dem damaligen Publikationsorgan des Museums, über eine umfangreiche „Sammlung urgeschichtlicher Altterthümer im germanischen Museum“ berichtet werden konnte.

Unter den dort erwähnten Originalen befanden sich Teile einer reichhaltigen Altertumssammlung des königlich niederländischen Kammerherrn G.O. Carl Freiherr von Estorff, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Lüneburger Heide die Vorzeit seiner Heimat erforschte. Mit dem Ankauf der Estorffschen Sammlungs-

stücke gelangte der erste größere Fundkomplex der nordischen Bronzezeit in das Museum. Freiherr von Estorff, 1811 in Barnstedt bei Lüneburg geboren, verbrachte die ersten Jahrzehnte seines Lebens auf dem in Familienbesitz befindlichen Rittergut Veerßen bei Uelzen. Bereits im Kindesalter begann er sich für die Grabhügel zu interessieren, die in zahlreichen Gruppen in der Umgebung des Gutes lagen. Zwischen 1835 und 1845 widmete er sich der systematischen Erforschung der Grabhügelgruppen. Dabei beschränkte sich Estorff nicht nur auf das Öffnen der Hügel und die Bergung der Funde, sondern verwendete große Sorgfalt auf die Geländeaufnahme, beobachtete die Art der Hügelaufschüttungen, Anzahl und Lage der Bestattungen und die Zusammengehörigkeit der Grabinventare.

Die Ergebnisse seiner Grabungs- und Sammeltätigkeit veröffentlichte Estorff im Jahre 1846 in dem Werk „Heidnische Altertümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengaue (Königreich Hannover)“. Bereits zwei Jahre vor seinem Wohnsitzwechsel auf Schloß Jägersburg bei Forchheim im Jahr 1856 war Estorff für die Fächer Altertumskunde und mittelalterliche Kunst zum Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Nationalmuseums ernannt worden. Kurz nach dem Umzug nach Oberfranken schrieb der Kammerherr an Hans von und zu Aufseß, mit dem ihn eine persönliche Freundschaft verband: „Ich habe angefangen, aus allen Kisten und Kästen, Ecken und Winkeln meine vorchristlichen Alterthumsgegen-